

Bodo Szonn

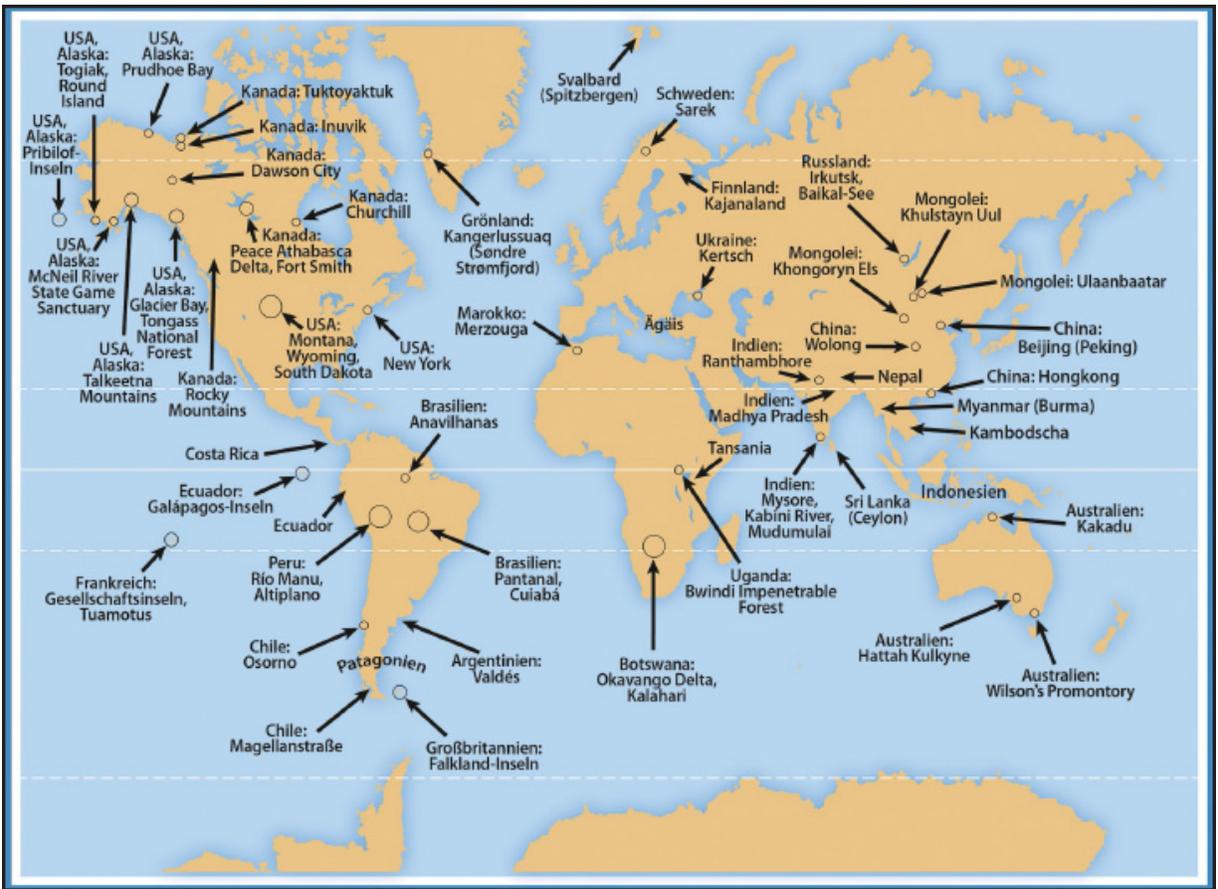
EWIG LOCKT DIE FERNE



Begegnungen mit Menschen und Tieren
in fremden Ländern

Dieses Buch ist meiner lieben Frau Waltraut gewidmet, mit der ich den reichen Schatz an Reiseerinnerungen teile. Sie hat für die meisten unserer Reisen die Zeit- und Routenpläne selbst ausgearbeitet. So war es möglich, dass wir in den Genuss individueller, ganz auf unsere Interessen zugeschnittener Erlebnisse kamen. Für diese effektive Vorarbeit bin ich ihr außerordentlich dankbar. Besonders hervorheben möchte ich, dass Waltraut kein einziges Mal zögerte, gefährliche und strapaziöse Situationen kompromisslos und mutig gemeinsam mit mir durchzustehen. Ich zolle ihr dafür meinen allergrößten Respekt.





Inhalt

Vorwort

Botswana

Wilddiebe und Springhasen (Sommer 1980)
Spuren im Sand (Sommer 1981)
Ekstase unterm Sternenzelt (Sommer 1982)
Der »Elefantenflüsterer« (Winter 1999)

Uganda

Gorillaland (Herbst 1997)

Sri Lanka

Ankunft im Dschungel (Sommer 1975)

Indien

Ein indisches Abenteuer (Winter 1983)
Der »König von Ranthambhore« (Winter 1983)

Bei Mike (Winter 1996)
Drona und Rahendra (Winter 1996, Herbst 1998)
Der »Masti Gudi Tiger« (Winter 1996, Herbst 1998)
Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht (Herbst 1998)

Vereinigte Staaten

»Headshot!« (Sommer 1979)
Raues, wildes Alaska (Sommer 1979)
Eine Prise Wilder Westen (1979, 1980, 1987, 2008)
Johnnys freies Land (Sommer 1979)
Tiefer Schnee (Frühjahr 1980)
Howys Sinneswandel (Sommer 1987)
Die Elfenbeininsel (Sommer 1987)
Fahrt zum Monument Valley (Frühjahr 2009)
Unter Giganten (Sommer 2008, Frühjahr 2013)
Donnernde Prärie (Herbst 2014)

Kanada

Die Treppe im »Greenhouse« (Sommer 1984)
Der Kohleintopf (Sommer 1984)
»Son of a Bitch« (Sommer 1984)
Orvil Grandjump (Sommer 1984)
Bären und Blutsauger (Sommer 1984)
Unter Bisons (Sommer 1984)
Olly und Teddy (Sommer 1984)
Abenteuer im Eisbärenland (Winter 1985)
Zwölf Pick-ups (Winter 1985)

Grönland

Auge in Auge mit Polarbüffeln (Herbst 1977)

Finnland

Warten auf Terho (Frühjahr 2003)

Argentinien/Chile

Patagonien Teil 1: Der Überfall (Winter 2000)

Patagonien Teil 2: Die Odyssee

Magallanes (Winter 2000)

Falkland-Inseln

Der Moloch von Penguin Point (Winter 1989)

Galápagos-Inseln

»Jesús del Gran Poder« (Sommer 1991)

Madama Margherita (Sommer 1991)

Brasilien

Garimpeiros (Sommer 1988)
Die mit den Piranhas leidet (Sommer 1988)
Der Toilettenfrosch (Sommer 1988)
Feuerschlucker (Sommer 1988)
Brasilien (Sommer 1988), Botswana (Winter 1993)
Um Haaresbreite

Australien

»Hey mates!« (Herbst 1986)
Charly und Inge (Herbst 1986)
Am Tidal River (Herbst 1986)

Französisch-Polynesien (Frühjahr 2009)

»Maeva!«
Papeete
Die barmherzige Vahine
Fare, alias Frank, alias Francis, alias Teddy
Fernweh in der Ferne
Botanische Gärten
Southeastbound
Kurs auf die Tuamotus
Tanz und Tatoo
Bora Bora
»la orana! Auf Wiedersehen!«
Impressionen aus Französisch Polynesien

Russland/Mongolei

Der Schienennagel von der Transsib (Herbst 2002)

Elsen Shuurga (Herbst 2002)

Dschiggetais und Przewalski-Pferde (Herbst 2002)

Peru

Auf dem Altiplano (Herbst 2005)

Río Manu Biosphärenreservat (Herbst 2005)

Marokko

Die Berberschabracke (Winter 1994)

Nachwort

Schrifttum

NAGA KE MOKGABO
»Natur ist Schönheit«
Syd Youthed

Vorwort

Den Anstoß zu diesem Buch gaben mir Freunde. Es enthält Schilderungen von Ereignissen, die ich zusammen mit meiner Frau in über vier Jahrzehnten an verschiedenen Plätzen der Erde erlebt habe.

Schuld an meiner Reiselust war wohl mein Vater, der viele Jahre unter den Flaggen der Kaiserlichen Marine und der Reichsmarine zur See gefahren war. Es war für mich als Kind immer ein besonderes Erlebnis, wenn er über die Auslandsfahrten berichtete, an denen er auf verschiedenen Kreuzern teilgenommen hatte. So eroberten Bilder vom Leben und Treiben in fremden Ländern durch seine Erzählungen schon früh einen Platz in meiner Vorstellungswelt. Erst Jahre später merkte ich, dass mein alter Herr mich offenbar auch mit der von Fernweh beherrschten Unrast des Seemannes infiziert hatte. Immer häufiger verspürte ich eine Sehnsucht, vergleichbar dem Zugtrieb der Vögel. Meine Gedanken begannen, in die Ferne zu schweifen – mal in Länder voll orientalischer Exotik, mal in die ungezähmten Wildnisse des Nordens. Der Hauch von weiter Welt, der die Speicherhäuser der Hafenstadt umwehte, in der ich aufgewachsen bin, beflügelte meine Träumereien. Eines Tages schnürte ich dann meinen Ranzen und zog hinaus ins Unbekannte. Ich tat es danach immer wieder, in regelmäßigen Abständen. Und fast immer war es die Natur der fremden Länder, die mich am meisten lockte – ihre Fauna, ihre Flora und ihre Landschaften.

Es ist eine glückliche Fügung, dass meine Frau nicht nur diese Leidenschaft mit mir teilt, sondern zudem auch noch eher Fernweh als Heimweh empfindet und ein Camp in der Wildnis jedem mit Sternen gekrönten Hotel vorzieht.

So führten uns viele Reisen über die Besiedelungsgrenzen hinaus in weites, wildes Land. Dort warteten nicht nur Erlebnisse mit seltenen Tieren und Anblicke atemberaubender Landschaften auf uns, dort kamen wir auch mit außergewöhnlichen Menschen zusammen, die im Einklang mit der ungebändigten Natur lebten. Bewundernswerte Menschen - arm und bescheiden, aber ehrlich und hilfsbereit. Menschen, denen Dünkel, Missgunst und Habgier fremd waren und denen der tägliche Überlebenskampf immer wieder aufs Neue Findigkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit abverlangte. Mehrmals durften wir für eine begrenzte Zeit an ihrem Leben teilhaben.

Da wir selten unter der Obhut einer Reisebetreuung unterwegs waren, kamen wir dann und wann schon mal in eine unangenehme oder sogar bedrohliche Lage. Ich habe auch diese Begebenheiten niedergeschrieben, da sie einen beträchtlichen Erlebniswert für uns besitzen. Sie haben uns in der Ansicht bestärkt, dass man zuweilen Risiken in Kauf nehmen muss, wenn man große, bewegende Momente erleben will. Aus diesen unliebsamen Überraschungen sind uns am Ende keine bleibenden Nachteile erwachsen. Schon gar nicht haben sie es vermocht, unsere Sehnsucht nach der Ferne zu dämpfen.

Je größer die Wildnis ist, in die man eindringt, desto mehr schrumpft man selbst zu einer bedeutungslosen Erscheinung. Wenn man in ein menschenleeres Gebiet aufbrechen will, kann es vorteilhaft sein, sich mit Reisegefährten zusammenzuschließen. Nicht nur, weil man sich dann in schwierigen Situationen gegenseitig helfen kann, sondern auch weil man die oft immensen Kosten für die Beförderung nicht allein bezahlen muss. So konnten wir das mit uns befreundete Ehepaar Betsy und Ted Lewin aus New York dafür gewinnen, uns auf einigen Reisen zu begleiten.

Unsere Transportmittel waren je nach Region und Reisezeit sehr unterschiedlich: Automobil, Pferd, Kamel, Hundeschlitten, Rentierschlitten, Schiff, Buschflugzeug, Helikopter. Einige Strecken legten wir auch mit der Eisenbahn oder mit Überlandbussen zurück. Mit Via Rail Canada reisten wir quer und längs durch Kanada. Mit Indian Railways fuhren wir von Ost nach West durch Indien. Die Transsibirische Eisenbahn beförderte uns durch die GUS und die Mongolei nach China. Mit Alaska Railroad waren wir auf Strecken in Southcentral Alaska unterwegs. Überlandbusse beförderten uns durch Patagonien. Und ein Postbus brachte uns in die skandinavische Arktis.

Wir haben unter anderem zahlreiche Nationalparks und andere geschützte Naturlandschaftsgebiete besucht - einige davon größer als das Bundesland Schleswig-Holstein. In der Regel werden sie verwaltet und betreut. Oft werden vor ihren Toren Unterkünfte, Touren und Verpflegung angeboten. Indem die Besucher der Schutzgebiete diese Dienste in Anspruch nehmen, verhelfen sie der örtlichen Bevölkerung zu einem Einkommen. Sie selbst kommen dafür in den Genuss einmaliger Erlebnisse. Wer einen Nationalpark besucht, leistet einen Beitrag zur Erhaltung einer Landschaft, die nicht nur Tieren und Pflanzen als Refugium dient, sondern die auch für die Wasserrückhaltung und Klimastabilisierung einer ganzen Region von essenzieller Bedeutung ist und die überdies auch noch als Kohlenstoffsенke wirkt. Ohne diesen Geldstrom wären etliche Schutzgebiete längst dem Land- und Rohstoffhunger der oft ums Überleben kämpfenden indigenen Bevölkerung zum Opfer gefallen. Es darf aber niemals dazu kommen, dass ein Schutzgebiet seinen Wildnischarakter verliert, weil die touristische Erschließung zum Zwecke der Einnahmensteigerung über die Schutzziele gestellt wird.

Wir sind unterwegs vielen interessanten Menschen begegnet. Darunter waren einige, um die sich schon zu

ihren Lebzeiten Legenden rankten. Wir haben mit ihnen grenzenlose Naturlandschaften durchquert und sind in entlegene Wildnisse vorgedrungen. Mit all diesen Menschen verbindet uns eine durch gemeinsame Erlebnisse zusammengeschweißte Freundschaft. Ohne ihre Unterstützung und Erfahrung wäre uns mancher interessante Platz und manches aufregende Abenteuer entgangen. Ich danke allen für ihre bedingungslose Gastfreundschaft und dafür, dass sie uns den Weg zu den Zielen unserer Reisen gewiesen haben.

Ich habe alle Ereignisse so wiedergegeben, wie ich sie mit meiner Betrachtungsweise in mich aufgenommen und in Erinnerung behalten habe. Bei einigen Geschichten habe ich die Namen der beteiligten Personen geändert, und bei wenigen anderen habe ich aus erzähltechnischen Gründen die Reihenfolge der Ereignisse umgestellt.

Die 64 Geschichten in diesem Buch habe ich in großen zeitlichen Abständen geschrieben. Meiner jeweiligen Intuition entsprechend habe ich sie mal im Präsens und mal im Präteritum abgefasst. Das mag von der Regel abweichen, als Erzähltempus vorrangig das Präteritum zu verwenden. Da ich dieses Buch in erster Linie als Erinnerungswerk für meine Frau und mich geschrieben habe, hielt ich die strikte Anwendung dieses Grundsatzes nicht für notwendig. Jede Geschichte ist in sich abgeschlossen und kann getrennt von der davor oder der dahinter gelesen werden. Der Lesefluss wird durch die unterschiedlichen Tempora nicht beeinträchtigt.

BODO SZONN

Botswana

Wilddiebe und Springhasen (Sommer 1980)

Eines Tages erhielten Waltraut und ich einen Anruf aus Botswana. In der Leitung hing unser Freund Syd Youthed, der zusammen mit seiner Frau Sheila in Gaborone ein Safariunternehmen betrieb. Syd war ein Mann, der nicht gern viel Worte machte. Und so kam er ohne lange Vorrede auch gleich zur Sache: »In zwei Wochen gehen Sheila und ich auf eine private Safari in die Kalahari. Wenn ihr mitwollt, müsst ihr euch jetzt entscheiden. Bei den Kosten für Kraftstoff und Verpflegung machen wir fifty-fifty.«

Da Syd uns quasi die Pistole auf die Brust gesetzt hatte und wir uns ein großes Erlebnis auf keinen Fall entgehen lassen wollten, sagten wir unsere Teilnahme sofort zu, wohl wissend, dass wir uns mit dieser Entscheidung einen zähen Kampf um eine mehrwöchige Befreiung von unseren beruflichen Pflichten aufgebürdet hatten.

Dank unseres festen Grundsatzes, Chancen und Träume nie der Karriere zu opfern, verfügten wir über die Durchsetzungskraft, mit der wir den Kampf für uns entscheiden konnten. Eineinhalb Wochen nach Syds Anruf befanden wir uns schon in Gaborone. Es vergingen noch ein paar Tage mit dem Herrichten der Fahrzeuge und dem Zusammenstellen der Ausrüstung. Nachdem wir das gemeinsam erledigt hatten, war unsere kleine Kolonne abmarschbereit.

Die Tete bildete der Landcruiser. Syd hatte hinter dem Lenkrad Platz genommen, Sheila saß auf dem Beifahrersitz.

Waltraut und ich hatten es uns im Fond bequem gemacht. Hinter dem Landcruiser hatte sich Georgie mit dem alten Bedford Truck aufgestellt, auf dem die Campausrüstung sowie die Wasser- und Kraftstoffvorräte verstaut waren. Georgie war ein Batawana aus dem Ngamiland im Norden Botswanas. Syd hatte ihn als Fahrer eingestellt und zu seinem Stellvertreter ernannt. Damit war Georgie auch so etwas wie das Mädchen für alles.

Als die ersten Sonnenstrahlen die erfrischende Kühle des erwachenden Tages durchdrangen, als die erste Gurrtaube in einer Endlosschleife das Ende der Nacht besang, verließen wir Gaborone. Heia Safari! Auf nach Westen, auf in das lockende wilde Land hinter dem Horizont.

Wir durchquerten den dank staatlich geförderter Land- und Viehwirtschaft prosperierenden Distrikt der Bangwaketse zwischen Kanye und Kokong. Dann fuhren wir durch den ariden südwestlichen Teil der Kalahari, wo die Bakgalagadi mehr schlecht als recht mit ein paar Ziegen oder Rindern und Sorghumhirse ihr Dasein fristeten. Schließlich hielten wir Einzug in das unbewohnte Land westlich der von den Bantu-Gesellschaften genutzten Gebiete.

Nach ein paar Kilometern trennte sich Georgie von uns. Er bog mit dem Bedford in eine Schneise ein, die direkt zu unserem anvisierten Übernachtungsplatz führte. Wir vier im Landcruiser drangen weiter in die Wildnis vor, um nach Einständen von Wildtieren Ausschau zu halten. Während wir auf Erkundungstour waren, sollte Georgie schon das Camp errichten.

Kilometer um Kilometer arbeitete sich unser Truck durch den losen Sand der Piste, zu deren beiden Seiten sich eine Welt ausbreitete, auf der noch der Tau der Schöpfung zu liegen schien. Dank der schweren Zugänglichkeit und des Mangels an Oberflächenwasser war dieser Teil Botswanas von menschlichen Eingriffen weitgehend verschont

geblieben. Die Vegetation gedieh üppig und zeigte sich in satten Farben. Prächtige Kameldornbäume reckten ihre knorrigen Äste in den blauen Himmel. Dornbüsche posierten als stattliche Einzelpflanzen oder bildeten dichte Remisen, in denen Wildtiere Deckung fanden. Zwischen den Holzgewächsen breiteten sich Teppiche aus goldgelb glänzenden Gräsern aus, deren lange Halme sich in einem milden Lufthauch aus Südosten neigten. Ich musste an den auf Sesotho formulierten Leitspruch denken, den Syd und Sheila für ihr Safariunternehmen gewählt hatten: Naga ke mokgabo, auf Deutsch: Natur ist Schönheit. Bei der Kreation dieses Lobpreises musste wohl ein liebliches Stück Erde wie das Paradies, in das wir eingedrungen waren, Pate gestanden haben.

Eine Safari durch den entlegenen Südwesten Botswanas war Anfang der 1980er-Jahre noch eine Unternehmung mit Expeditions-Charakter. Ein Abenteuer war sie allemal. Das sollten wir bald erfahren.

Die einsame Savanne zog wie ein endloser Film an uns vorbei, und der Motor des Landcruisers brummte mit hypnotisierend wirkender Monotonie. Syd hatte sich voll und ganz auf das Fahren konzentriert. Sheila, Waltraut und ich waren in eine träumerische Versunkenheit gefallen, aus der wir erst durch die Geräusche hektischer Bewegungen herausgerissen wurden: Blätter raschelten, Zweige knackten, Äste krachten. Kurz danach vernahmen wir das Trommeln der Schalen von flüchtenden Huftieren. Und einen Moment später brachen sie auch schon aus einer Ansammlung von Dornbüschen hervor: Antilopen - anmutige Geschöpfe mit prallen, makellosen Leibern und seidig glänzenden schwarzen Hörnern. In wilder Flucht jagten sie in die offene Savanne hinaus. Zuerst eine Herde Streifengnus, dann ein Trupp Oryxantilopen, schließlich ein Dutzend Springböcke.

Was die Tiere in Panik versetzt hatte, konnten wir so schnell nicht feststellen. Vielleicht Löwen, vielleicht ein Leopard. Wir wollten es genau wissen und hielten an. Und während wir mit unseren Augen das Unterholz nach Raubkatzen durchsuchten, peitschte völlig unerwartet ganz in unserer Nähe ein Schuss durch den Garten Eden. Ein gewaltiger Schreck fuhr uns in die Glieder und beraubte uns für einen Moment der Klarheit des Verstandes. Kaum hatten wir uns wieder gefangen, fielen kurz hintereinander zwei weitere Schüsse. Danach herrschte Stille.

Der Vorfall hatte der Beschaulichkeit ein jähes Ende gesetzt. Zerstörerische Vorboten der Zivilisation hatten diesen entlegenen Ort des Friedens erreicht. Menschen mit Schusswaffen. Für Syd stand außer Zweifel, dass es sich um Wilddiebe handelte. Und Wilddieben hatte er den Kampf angesagt. Sie waren für ihn feige Lumpen, die ihren Finger auf alles krumm machten. Sie töteten Tiere, ohne Rücksicht darauf, ob sie geschützt waren oder nicht. Sie schossen einem Kalb ohne Skrupel das Muttertier weg, und sie scherten sich den Henker um die Nachsuche, wenn sie eine Kreatur krankgeschossen hatten. Syd war voll des Zornes gegen sie, und er schwor, den Schuften das Handwerk zu legen.

»Poachers, bloody bastards!«, zischte er.

Syd Youthed liebte keinen anderen Ort auf Erden so sehr wie die Kalahari. Sie war für ihn ein Überbleibsel des Garten Eden – ein Stück ungezähmtes Afrika, so ganz nach seinem Herzen. Syd liebte die endlose Dornbuschsavanne mit ihren zahlreichen Salzpfannen. Er liebte die schwarzmähnigen Löwen, die graziilen Springböcke und die majestätischen Oryxantilopen. Er liebte die buntschillernde Gabelracke und den Schrei des Go-away-Birds, und er liebte die Buschmänner und ihre gelben Grashütten, über die sich der große afrikanische Himmel spannte. Nach all den Jahren in Botswana war Syd selbst schon ein Teil der Kalahari geworden. Wenn jemand seinem Paradies Gewalt antat,

dann empfand er es wie einen Angriff auf sich selbst. Und wehe, wenn der alte Dickschädel den Frevler erwischte, dann konnte der sich auf etwas gefasst machen.



Vielleicht sollte ich an dieser Stelle die Geschichte, die sich im Jahre 1980 zutrug, kurz unterbrechen, um zu berichten, wer Syd und Sheila waren.

Syd war damals 57 Jahre alt – ein schlanker, sehniger Kerl, fast einen Meter neunzig groß. Er hatte dünne rotblonde Haare, und sein von der Sonne Afrikas gegerbtes Gesicht zierte ein rötlicher Schnurrbart, mit dem er »very british« aussah. Syd war ein Kämpfer und Draufgänger, ein verlässlicher Freund. Jemand, mit dem man Pferde stehlen konnte.

Sheila war zwei Jahre jünger als Syd. Sie war eine Persönlichkeit, eine allseits geschätzte Lady, gewandt und verlässlich, in ihrem Schaffensdrang nie ermüdend. Wo immer sie sich aufhielt, hob sie sich mit ihren gewellten silbergrauen Haaren fast majestätisch von der Umgebung ab. Und auf den Expeditionen in die Wildnis Botswanas war Sheila die gute Seele des Camps, die es ihren Gästen nie an etwas fehlen ließ.

Syd und Sheila ergänzten sich in perfekter Weise – er Fieldwork, sie Campwork, mit verschwommenen Grenzen. Aufgewachsen im Pioniergeist der alten Tage, kapitulierten

die beiden selten vor Schwierigkeiten. Ihr Blick war stets nach vorn gerichtet. Beide hatten ihre familiären Wurzeln im Vereinigten Königreich. Syd wurde 1923 in der Nähe von London geboren. Sheila kam 1925 im Königreich Zululand an der Ostküste der damaligen Südafrikanischen Union auf die Welt. Ihre Eltern waren wenige Jahre vorher aus Schottland dorthin ausgewandert.

Abends am Lagerfeuer, wenn nach dem anstrengenden Gamedrive des Tages die Himmelslichter über dem Camp funkelten, ging Syd nichts über ein paar Dosen Lion Lager oder Castle Lager aus der Kühlbox. Sheila genoss ihren geliebten Scotch, gewöhnlich »with club soda«, manchmal auch

»straight«. Kam es im Verlauf des Schwatzes dazu, dass Syd eine Begebenheit aus seiner Familienchronik zum Besten gab, stiegen in der Vorstellung der Zuhörer Bilder in Sepia auf.

Sein Vater hatte in jungen Jahren als Ingenieur beim Bau der Eisenbahnlinie von Accra nach Sekondi in der damaligen britischen Kronkolonie Goldküste, heute Ghana, mitgewirkt. Die Gold Coast Colony war wegen des massiven Auftretens von Malaria als »White Man's Grave« berüchtigt. Die Weißen hielten es dort ohne Unterbrechung meistens nicht länger als ein halbes Jahr aus. Dann mussten sie sich erst einmal genauso lange in England erholen. Anschließend gingen sie wieder zurück in die Kolonie. Syds Mutter war die erste weiße Frau, die damals in Accra lebte. Wenn sie ihr Haus verließ, wurde sie von zwei Afrikanern in einer stuhlförmigen Sänfte getragen, über die wie ein Baldachin ein Sonnensegel gespannt war.

Und dann war da noch die Geschichte mit dem preußischen Adler. Im Ersten Weltkrieg drangen die Deutschen von Togo, das damals deutsche Kolonie war, mit der Eisenbahn in die Goldküste ein. Die Briten überfielen den Zug und raubten ihn aus. Syds Vater schraubte von

mehreren Waggonen die Hoheitsschilde mit dem preußischen Adler ab und behielt sie als Trophäen.

Nach dem Ersten Weltkrieg lebten Syds Eltern einige Jahre in England. In dieser Zeit kam Syd zur Welt. Kurz nach seiner Geburt raffte das Schwarzwasserfieber, eine Komplikation der *Malaria tropica*, seinen Vater dahin. Syds Mutter fand einen neuen Lebenspartner. Einige Zeit später wanderten die Mutter und ihr Partner zusammen mit dem sich im Kindesalter befindenden Syd nach Südafrika aus, wo sie im Oranjefreistaat an der Grenze zu Basutoland eine Farm kauften und bewirtschafteten. Nachdem Syd zum jungen Erwachsenen herangereift war, machte er die Matura. Einige Monate vor Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er noch zur South African Air Force einberufen und nach Italien beordert, wo man ihn zum Dienst als Heckschützen in einer Liberator verpflichtete. Nach dem Krieg nahm Syd an der Universität in Johannesburg das Studium der Agraringenieurtechnik auf. In dieser Zeit lernte er Sheila kennen, die sich im Johannesburg General Hospital zur Krankenschwester ausbilden ließ. Nachdem Syd seinen Masterabschluss erlangt hatte, half er zusammen mit Sheila eine Zeit lang auf der elterlichen Farm aus. Syd und Sheila heirateten im Jahre 1949 in Durban. 1952 zogen sie in die damalige britische Kronkolonie Basutoland, das heutige Lesotho. Bis zur Unabhängigkeit des kleinen Staates im Jahre 1966 führte Syd als Agraringenieur im Auftrag der Kolonialverwaltung Feldstudien für Bewässerungsprojekte durch. Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Durchführung von mehrwöchigen Expeditionen mit Packpferden in die Malutiberge.

Nach ihrer Zeit in Basutoland verlegten Syd und Sheila ihren Wohnsitz nach Botswana, dem ehemaligen British Betchuanaland, das ebenfalls 1966 seine Selbstständigkeit erlangt hatte. Dort trat Syd in den Dienst der neuen Regierung und war als Planer und Berater für Belange der Landnutzung und Wasserbewirtschaftung tätig. Danach

hatte er ein Zwischenspiel als Professional Hunter bei der traditionsreichen Hunting Company Ker Downey and Selby in Maun. 1972 gründeten Syd und Sheila in Gaborone ein Safariunternehmen, das Safaris mit beweglichem Camp durchführte, und Jahre später waren sie wieder die ersten Pioniere, die im Moremi Wildlife Reserve im Okavango Delta ein festes Camp aus der Taufe hoben. Doch dann zeigte sich das Schicksal von seiner dunklen Seite und riss Syd im Jahre 1986 überraschend aus dem Leben. Sheila konnte das Camp allein nicht weiterführen und verkaufte es an einen befreundeten Interessenten.

Wir hatten Syd und Sheila im Jahre 1978 in Botswana kennengelernt. Seitdem verband uns eine Freundschaft, wie sie sich wohl kaum ein zweites Mal in unserem Leben wiederholen wird.

Aber zurück zur Geschichte!

»Der Teufel soll die Bastarde holen!«, hörten wir Syd fluchen. Dann startete er den Landcruiser und jagte ihn über das holperige Gelände in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren.

Plötzlich tauchte seitlich aus dem Busch ein weißer Kleinlastwagen auf. Ohne zu zögern, fuhr Syd ihm in die Quere und zwang ihn anzuhalten. Die sechs Insassen, drei Afrikaner und drei Männer indischer Abstammung, waren vor Überraschung wie paralysiert. Rasch nutzte unser Freund den günstigen Augenblick. Er stapfte entschlossen auf die Männer zu und forderte sie in harschem Tonfall auf, ihr Fahrzeug zu verlassen und ihre Jagdlizenz vorzuweisen.

Syd war eine beeindruckende Erscheinung, und in seinem Kakidress konnte man ihn leicht für einen Beamten der Jagdbehörde halten. Er sprach fließend Sesotho, eine Sotho-Tswana-Sprache, und er war mit der Mentalität der indigenen Bevölkerung von Kindesbeinen an vertraut. Er war sich sicher, dass er die zweifelhaften Gestalten mit seiner Überrumpelungstaktik in die Defensive zwingen würde. Und

genauso verhielt es sich auch: Sechs wehrhafte Männer stiegen eingeschüchtert aus ihrem Truck und überreichten dem vermeintlichen Jagdbeamten gehorsam ihre Jagdlizenz oder das, was sie dafür ausgaben.

Jetzt wurden wir gewahr, dass sich auf der Ladefläche ihres Kleinlasters ein halbes Dutzend frisch erlegte Gnus und Oryxantilopen stapelten. Syd hatte inzwischen festgestellt, dass die vorgezeigte Jagdlizenz schon längst abgelaufen und darin herumgekritzelt worden war. Da sie aber Angaben über die Identität der Männer enthielt, konnte sie als belastendes Beweismittel dienen. So faltete er das Papier kurzerhand zusammen und ließ es unter den feindlichen Blicken der Männer in seiner Tasche verschwinden. Da hier ein klarer Fall von Wilderei vorlag, wollte Syd das Department of Wildlife in Gaborone verständigen.

Den Wilddieben hatte es inzwischen gedämmert, dass sie einem Bluff aufgesessen waren. Sie begannen sich zu mucksen und verlangten den Zettel zurück. Doch Syd ignorierte sie kaltblütig, und bevor sie den Mut zu handgreiflichem Widerstand fassen konnten, waren wir schon auf und davon. Wir wollten noch vor Einbruch der Dunkelheit in unserem Camp sein, wo Georgie wahrscheinlich schon die Zelte aufgeriggt hatte.

Wie die Dinge lagen, mussten wir damit rechnen, dass die Wilddiebe uns verfolgen würden. Um sie in die Irre zu führen, steuerte Syd das Camp auf Umwegen quer durch den Busch an. Zufällig stießen wir dabei auf ein verstecktes Lager der Bande, das bis auf einen alten, runzeligen Afrikaner, der in der Glut eines niedergebrannten Feuers herumstocherte, verlassen war. In den Akazien um das Versteck herum waren mehrere aufgebrochene und aus der Decke geschlagene Antilopen zum Trocknen aufgehängt. Der alte Mann, der fast blind zu sein schien, beachtete uns überhaupt nicht und murmelte auf Fragen, die Syd ihm

stellte, etwas Unverständliches vor sich hin, ohne dabei auch nur einmal aufzuschauen.

Wir ließen den Alten allein und machten uns wieder auf den Weg in Richtung Camp. Da wir anscheinend nicht verfolgt wurden, bogen wir schon bald in eine dieser schnurgeraden, die Orientierung erleichternden Feldvermessungsspuren ein, die Cutlines genannt werden. Die Dämmerung begann bereits heraufzuziehen.

Georgie hatte die Zelte am unteren Saum des sanft abfallenden Randstreifens einer Salzpflanze errichtet. Gerade als wir den Kamm überquerten, huschten zwei Männer aus dem Gebüsch und stellten sich uns mit in der Hüfte angeschlagenem Gewehr in den Weg. Wir sahen sofort, dass es sich um zwei der Wilddiebe handelte. Anscheinend hatten sie doch noch so viel Mut aufgebracht, um das von Syd vereinnahmte Dokument gewaltsam zurückzuerobern. Sie mussten die Lage unseres Camps genau gekannt und sich auf direktem Weg dorthin begeben haben. Die Situation war heikel und durfte sich nicht zuspitzen. Eine Schießerei musste auf jeden Fall vermieden werden. Sowohl Umkehren als auch Anhalten hätten uns in eine nachteilige Lage gebracht. Syd setzte instinktiv wieder auf Einschüchterung und entschied sich daher für die Offensive.

Die beiden Männer versperrten den Weg wie zwei Straßenkontrollposten einer Partisanenarmee. Syd fuhr bis auf etwa 40 Meter an sie heran. Dann rückte er sich wie ein angreifender Stier in Position und trat aufs Gas. Die Wilderer machten keine Anstalten, dem heranbrausenden Truck auszuweichen. Sie drohten mit dem Gewehr, aber Syd jagte unbeirrt und mit unverminderter Geschwindigkeit direkt auf sie zu. Er zweifelte nicht daran, dass sie Reißaus nehmen würden.

Seine Rechnung ging tatsächlich auf. Als es den beiden Helden zu brenzlich wurde, machten sie einen Satz in den

Busch - der eine nach links, der andere nach rechts. Dann ergriffen sie das Hasenpanier.

Eine lange Nacht stand uns bevor. Die Vorstellung, im Schlaf überfallen zu werden, erfüllte uns mit einem flauen Gefühl. Wir entschieden uns daher, wach zu bleiben. So setzten wir uns um das Feuer herum, kippten Bier und Whisky in uns hinein und tauschten Erinnerungen aus. Für alle Fälle hatte Syd »Little Adolf« zusammengebaut; so nannte er in Anspielung auf einen bekannten deutschen Feldherrn seine alte Mauser C 96. Er hatte die Selbstladepistole mit dem Kaliber 9 mm Parabellum im Zweiten Weltkrieg bei einem gefangen genommenen deutschen Soldaten gefunden und kassiert. Zur Aufbewahrung von »Little Adolf« diente ein Holzfutteral. Wenn man es an den Pistolengriff montierte, hatte man praktisch einen Anschlag wie bei einem Gewehr.

Über uns wölbte sich blauschwarz der klare afrikanische Himmel mit Myriaden hell leuchtender Sterne. Aus der Ferne drang das Brüllen eines Kalaharilöwen herüber. Schabrackenschakale klagten mit herzerreißendem Diskant im Chor. Wir achteten aufmerksam auf jedes Geräusch aus dem Busch. Als uns dann doch die Müdigkeit zu übermannen drohte, kam Syd auf die Idee, Springhasen zu fangen - natürlich sollte den Tieren dabei kein Leid zugefügt werden. Springhasen sind hasengroße, nachtaktive Nagetiere. Mit ihren langen und kräftigen Hinterläufen, den verkümmerten Vorderläufen und dem langen Schwanz sehen sie wie kleine Kängurus aus, mit denen sie als Plazentatiere aber nicht einmal entfernt verwandt sind. Man hat ihnen eine separate Überfamilie in der Ordnung der Nagetiere zugewiesen.

Wir waren also zur nächtlichen Springhasenjagd aufgebrochen. Georgie fuhr den Landcruiser langsam durch eine Salzpfanne. Syd hatte sich auf die Motorhaube gesetzt.

Waltraut und ich standen hinten im Fond mit schussbereiter Kamera. Sheila saß auf dem Beifahrersitz. Die Scheinwerfer strahlten weit über die vegetationslose Ebene. Erfassten sie einen Springhasen, reflektierten dessen Seher das Licht. Zeigte der Kopf des Nagers dabei in unsere Richtung, konnten wir zwei leuchtende Punkte sehen. Zeigte er zur Seite, sahen wir nur einen.

Hatten wir nun so einen einzelnen oder doppelten Rückstrahler entdeckt, fuhren wir langsam darauf zu. Wechselte er seine Position, folgten wir ihm - und wenn er sich nicht mehr bewegte, ließ Georgie den Landcruiser nur noch dezimeterweise vorwärtskriechen. Immer deutlicher traten dann im Scheinwerferlicht um das reflektierende Auge oder Augenpaar herum die Konturen des Springhasen hervor, bis er schließlich klar zu erkennen war. Das war genau der Augenblick, in dem Georgie das Auto zum Stehen brachte und ich auf den Auslöser meiner Kamera drückte. Soviel ich weiß, gehörten meine Aufnahmen damals zu den wenigen Fotos von Springhasen in freier Wildbahn.

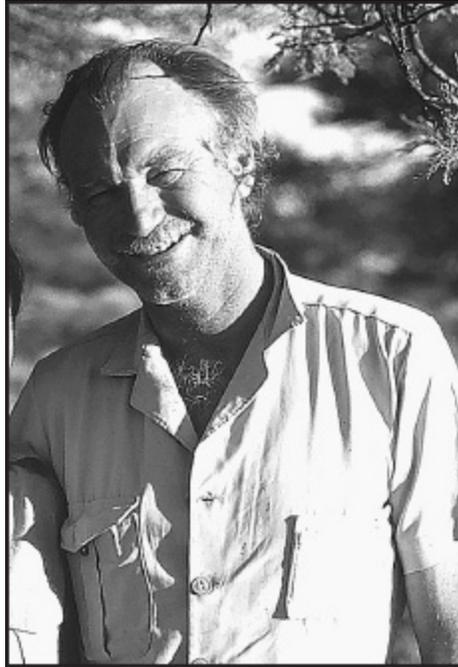
Syd glitt unterdessen von der Motorhaube und pirschte sich an das wie hypnotisiert verharrende Nagetier heran. Wenn er sich nahe genug glaubte, vollführte er einen Hechtsprung, um es zu packen. Das war jedoch leichter gesagt als getan ... Der Springhase wurde zwar von den Scheinwerfern geblendet, war aber sehr wohl in der Lage, das Herannahen des menschlichen Schattens zu registrieren. So passierte es etliche Male, dass Syd sich auf der harten Kruste der Salzpflanze die Ellenbogen aufschlug, während der Springhase fröhlich entwich. Doch irgendwann hatte Syd den richtigen Dreh heraus. Es gelang ihm, mit einem flachen Satz, einen Springhasen unter seinem Körper zu begraben. Rasch packte er ihn an den Hinterläufen und am Brustkorb. Dann präsentierte er uns seine lebendige Beute, die verständlicherweise nur das Verlangen verspürte, sich aus dem Schwitzkasten zu befreien. Die Chance dafür ergab sich, als Syd für einen

Augenblick den Griff um den Brustkorb lockerte. Prompt biss der Springhase zu. Seine scharfen Nagezähne drangen von beiden Seiten in Syds rechten Zeigefinger. Unser Freund stieß einen saftigen Fluch aus und ließ das bissige Kerlchen wie eine Giftschlange fallen. Der Entkommene hüpfte wie ein Känguru mit meterweiten Sätzen in die Nacht.

Wir beendeten unsere Jagd und kehrten übermüdet ins Camp zurück. Sheila verband Syds Finger. Im Osten dämmerte es bereits, und die Gurrtauben erfüllten den Raum mit ihrem Gesang. Als sich die Sonne über den Horizont erhob, flutete sie die Baumgrassteppe mit goldenen Strahlen, die das *Aristida*-Gras wie reifen Weizen schimmern und den Rotbauchwürger auf seinem Dornbusch wie einen Rubin funkeln ließen.

In einer Akazie saß ein Trauerdrongo. Der Sperlingsvogel mit dem glänzend schwarzen Federkleid und dem gegabelten Schwanz beobachtete einen Trupp von sieben schwarz-weiß gefiederten Elsterdrosslingen, wie sie auf dem Boden Grashüpfer jagten. Plötzlich stieß der Drongo einen mehrsilbigen schrillen Laut aus. Die Drosslinge ließen daraufhin augenblicklich von den Insekten ab und suchten Hals über Kopf Deckung in einem Dornbusch. Sie hatten den Laut des Drongos offenbar für den Warnruf eines ihrer Artgenossen gehalten. Und genau darauf schien der schlaue Drongo auch abgezielt zu haben, denn kaum hatten die Drosslinge das Weite gesucht, tat er sich an den angepickten und noch zappelnden Grashüpfern ausgiebig gütlich.

Wir schürten das Feuer und setzten Wasser für einen starken Kaffee auf. Kein Anzeichen in unserem Umkreis deutete auf die Gegenwart der Wilddiebe. Sie waren in der Weite der Kalahari untergetaucht und warden nicht mehr gesehen.



Unser Freund Syd Youthed im Jahre 1980.



Sheila mit dem Fruchtkörper einer Termitomyces-Spezies, eines Pilzes, der in Symbiose mit Termiten lebt. Die schmackhaften Fruchtkörper erscheinen in der feuchten

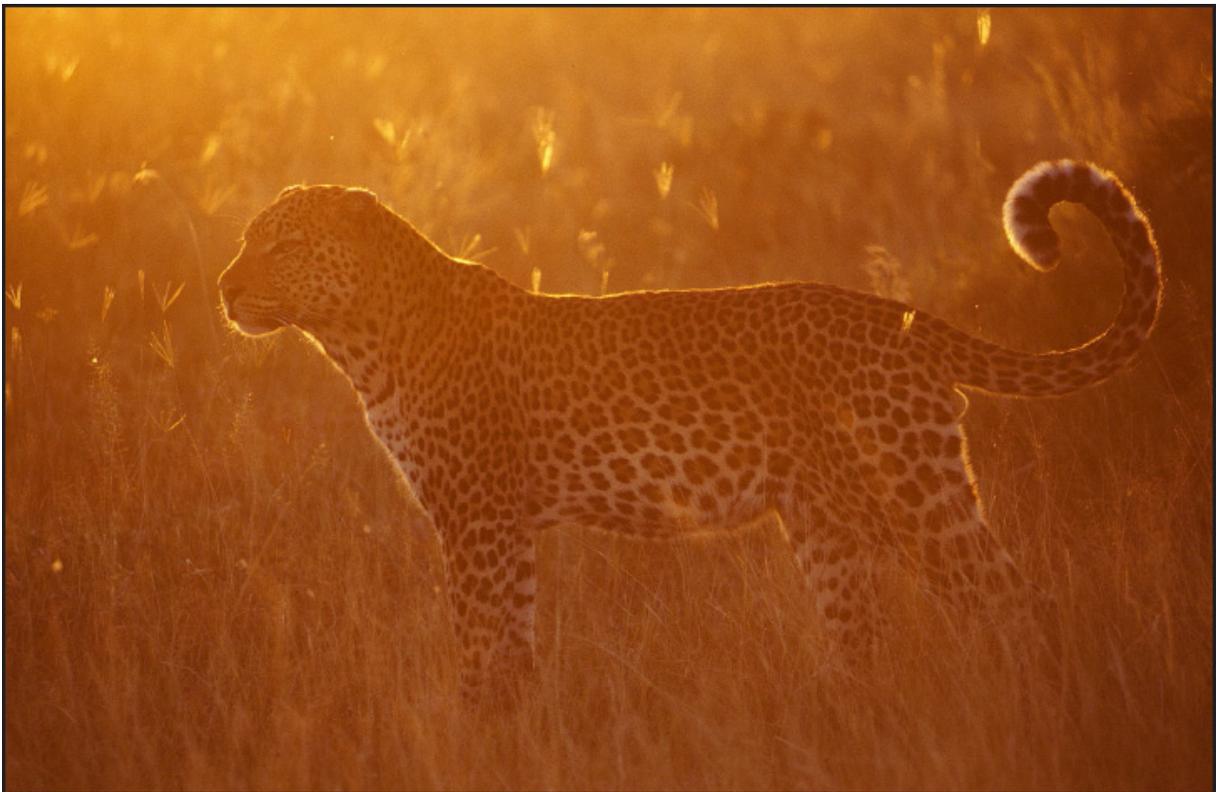
Jahreszeit oft in großer Zahl um Termitenhügel herum.
Aufnahme von 1999.



Syd hat einen Springhasen gefangen.



Springhase nachts am Rande einer Salzpfanne.



Einer der faszinierendsten Bewohner der Kalahari ist der scheue Leopard.



Einer der schönsten ist die Gabelracke.

Spuren im Sand (Sommer 1981)

Seit Stunden pflügte sich unser Landcruiser durch den rötlich gelben Sand im trockenen Südwesten der Kalahari. Syd Youthed hatte mit seinen Händen das Lenkrad fest umklammert und seine Augen auf die halb zugewachsene Piste geheftet. Er hatte alle Register seiner Fahrkunst gezogen, damit der Truck nicht im tiefen Kalaharisand stecken blieb oder mit einem Rad in den Eingang eines Erdferkelbaus krachte.

Wir hatten die westlich des Hurutsedorfes Kokong liegende Kome Pan, auf deren Düne wir die vergangene